Das Alexanderlied des zwölften Jahrhunderts.

Πολλῷ τὸ φρονεῖν εὐδαιμονίας πρῶτον ὑπάρχει.

Sophocles Antig. v. 1317.

Wilt du — das guot ze sêre minnen,
du maht verliesen sêle unt êre.
dâ von volge mîner lêre,
leg ûf die wâge ein rechtez lôt,
und wig et dar mit allen dînen sinnen,
als ez diu mâze uns ie gebôt.

Walther von der Vogelweide.

Wenn man von der Poesie sagt, daß sich von ihr nur reden lasse in Poesie, so meint man damit, daß sie in ihrer schöpferischen Kraft nichts Lehrbares und auf Andere zu Uebertragendes an sich habe, man versteht darunter jene ursprüngliche Geisteskraft, die nicht gelernt werden kann, jene innere, untheilbare, Eine Poesie, die aller durch Wort und Schrift mitgetheilten zu Grunde liegt.

Da ich dich kenne, sagt Göthe, bin ich fast allein; ich muß mein Glück nur mit mir selbst genießen, dein holdes Licht verdecken und verschließen.

Ein Funke aber dieses schaffenden Geistes, dieser Ursprünglichkeit glüht, freilich zumeist verdeckt unter der Asche der Alltäglichkeit, in uns Allen. Darum soll auch der Dichter andererseits das von der Gottheit anvertraute „edle Gut" den Brüdern zeigen.[1]) Dem Glücklichen kann es an nichts gebrechen, „der dieß Geschenk mit stiller Seele nimmt, aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit, der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit."

Vor der Poesie verschwindet aller Schmerz des Lebens und selbst der Tod erscheint uns mild und schön,[2]) wie jegliche Lust, ein frisch erneuter Segen, der frohe Genuß, vereint mit Poesie, nur glücklicher macht, ja nach dem Tode sich noch im Andenken der Enkel liebevoll bewahrt.

„Uns allein hat der Himmel sie verbunden, und ihr geboten in Freud' und Elend nicht zu entweichen.[3]) Alle die andern armen Geschlechter der kinderreichen, lebendigen Erde wandeln und weiden im dunkeln Genuß und trüben Schmerzen des augenblicklichen beschränkten Lebens, gebeugt vom Joche der Nothdurft." Es giebt nach W. v. Humboldt nichts so Bezauberndes, als die Werke des dichterischen Genies. Nur sie scheinen eigentliche Produktionen, nur sie Werke, die für sich bestehend, auf die Nachwelt gelangen können. Diese Behauptung würde zu erweitern und so zu erklären sein, daß die Grundlage aller Künste und Wissenschaften die Poesie sei. Sie ist die älteste einzige Lehrerin des Volks, ihr Ursprung geht auf die ältesten Zeiten der geistigen Entwickelung der

1) Zueignung.
2) Die Künstler.
3) Meine Göttin.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Völker zurück, ja die poetische Darstellung ist mit der Bildung und dem ersten Gebrauch menschlicher Rede bei allen Völkern Eins.

Daher sind die schriftlichen Denkmäler aus der ältesten Zeit poetischer Natur, daher ist die älteste heilige Urkunde der Inder (die **Vedas**) in achtsilbigen Jamben geschrieben und selbst das vielleicht eben so alte Gesetzbuch **Menu's** ist seinem Gesammteindruck nach mehr ein dichterisches Sittengemälde, eine erhabene und begeisterte Lehre von Gott und göttlichen Dingen, von der Entstehung der Welt und der Menschen. Achtsilbige Jambische Verszeilen aber in Doppelreihen: (als Distichen) die **Sloka**, datiren der Sage nach von der Erfindung der Dichtkunst überhaupt. Als nämlich der indische Weise **Valmiki** in stillem öden Hain von einem wunderlieblichen Vögelpaar, das friedlich in seinem Nest saß, das Männchen grausam ermorden sah, da ergriff ihn der tiefste Schmerz. Diesen Schmerz drückte er in rhythmischer Rede aus. Das Gleichmaß der elegischen Worte war der zweizeilige kurze jambische Vers, das indische Distichon oder die **Sloka**.

In der Form des indischen Distichons wird die Sage, die religiöse Vertiefung und Geheimlehre, so wie die Spruchweisheit gefaßt, und gleichzeitig mit dem Klagelied in dieser Urform des Metrums die Epopöe gedichtet. Gehören nun auch Klagelieder nach der angeführten Sage wirklich zur ältesten indischen Poesie, ist selbst in der griechischen Poesie vor Homer der Gesang **Linos** elegischer Natur, eine Klage nämlich um den Sohn der **Urania**, einen Knaben von wunderbarer Schönheit, der einer Sage der Argiver nach von wüthenden Hunden zerfleischt wurde; so liegt doch in beiden Dichtungen ein epischer Grundton. Die Klage um den ermordeten Vogel (ein Sinnbild zärtlicher Liebe) mußte sicher zum Theil die Form des Erzählens von dem traurigen Hergang annehmen. Das Trauerlied **Linos** aber, wahrscheinlich die Personifikation des unerbittlich dahin schwindenden Frühlings, den die Glut des Sommers tödtet, eine auch den Germanischen Völkern geläufige Vorstellung, aus welcher sie zum Theil später ihr größtes Volksepos gestalten, hat eben so gewiß das traurige Schicksal des Halbgottes oder Sängers, zu dem er später gemacht worden war, episch dargestellt. Die epische Darstellung ist demnach historisch die erste und älteste. Aus ihr, als dem Urquell, entspringt die lyrische und die dramatische Dichtkunst. Daß aber das Epos sich am frühesten ausgebildet, dafür sprechen folgende Gründe: Das erste Auftreten, die Existenz eines Volkes in seinen Anfängen gleicht dem Leben eines Kindes. Noch sind beide ihrer eigenen Empfindungen, ihres Ich's sich nicht bewußt. Ein Zurückgehn auf das eigene Innere ist durch die Gewalt der Eindrücke der äußeren sie umgebenden Welt gehemmt. Die Frische, der Wechsel, der Reichthum, die unendliche Verschiedenheit der Natur und des Menschen sind von so zwingender Eindringlichkeit, daß sie keine Reflexion aufkommen lassen. Die Objectivität ist das große, Allen gemeinsame Gebiet, aus der heraus der gemeinsame Blick erhabene Gestalten, Heroen erblickt, die mit Bewunderung erfaßt, Gegenstand des historischen Liedes werden. Aber auch über sich erkennt der kindliche Geist ein höheres Wesen, und von diesem berichtet er das Wunderbare und Erhabene in seinem religiös mythischen Liede.

In dem größeren Epos verschwindet der Dichter in dem Gegenstand, in welchem sich das naive Bewußtsein einer Nation poetisch darlegt. Auch der Held handelt nicht frei aus sich und für sich, sondern er ist gleichsam ein Glied der großen Kette, an welcher die Individuen zu einem Volk zusammengehören, ein Ganzes bilden. Ueber die That und dem Ereigniß aber waltet das Schicksal, das die Menschen richtet und zum Leiden und Trauern verurtheilt.[1]) So hat sich naturgemäß bei jeder bedeutenden Nation aus kleinen Anfängen, aus einzelnen Liedern der gemeinsamen Helden-Sage eine Epopöe gestaltet, jede große Nation hat solche „Grundbücher, in denen

---

1) Achilles trauert schon im Leben über seinen Tod. Er und Agamemnon sind Schatten im Reiche der Todten. Aeneas erfährt auf seiner Wanderung mannigfaches Leid. Chriemhilde's Schmerz und Zorn erregt und führt den Kampf der Vernichtung herbei. Gudrun erleidet bittere Kränkung und Schmach. Rama im Heldengedicht der Indier ist unglücklich, verbannt, in stetem Kampf mit Gefahren und Leiden.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der ursprüngliche Geist einer Nation ausgesprochen ist." Vor Allem hat die Literatur der Deutschen sich in organischer Selbstständigkeit enwickeln, hat in rechter Gliederung an das Heldenlied die Epopöe, an die Epik die Lyrik, an beide das Drama und die Prosa reihen können. So ist es denn die deutsche Literatur und sie allein, die Alles, was auf diesem Gebiete dem Germanen möglich und ihm zur Aufgabe gesetzt ist, in einem vollen Inbegriffe verwirklicht zeigt.[1])

Im Gegensatz zum epischen Volksgesang, der im 10. Jahrhundert in Deutschland sich entwickelte, erhob sich die epische Kunstdichtung im 12. Jahrhundert. Das Gebiet dieser Epik ist das Ritterthum. Die Thaten der ritterlichen Helden werden an hervorragende historische Personen geknüpft. Das Eigenthümliche dieser Dichtungen ist, daß Germanen, so wie romanische Nationen dieselben Stoffe bearbeiten, daß daher das nationale Interesse verschwindet. Dazu gesellt sich ein neues Element, das bald alle andern Interessen überwältigt, der epischen Poesie ein völlig neues Leben einhaucht, das religiöse, das christliche Element. „Der Sieg des Christenthums im weltlichen Kampfe ist jetzt der einzige Gedanke, der die Helden bewegt, das letzte Ziel ihrer Handlungen. Es liegt eine Beschränkung in diesem Abwenden von allen andern Aeußerungen des Lebens, aber ohne sie wäre die Begeisterung nicht bis zu solcher Gewalt gelangt, daß sie Jahrhunderte hindurch die Richtung der Welt hätte bestimmen können." W. Grimm.

So sehr man geneigt wäre zu glauben, daß die religiösen Gedichte, die christlich mystischen Ritterepopöen von Geistlichen herrühren müßten, die ohnehin in den drei ersten Vierteln des 12. Jahrhunderts die einzigen Träger der Epik waren, so findet doch in Wirklichkeit fast das Gegentheil Statt. Die Gral'ssage hat in Parcival ihre umfassendste Bearbeitung, ihre tiefsinnigste Deutung gefunden. Und doch ist der Dichter, zu Anfang des 13. Jahrhunderts lebend, ein Laie, ein Ritter. Umgekehrt lernen wir in den Geistlichen die Verfasser von Dichtungen weltlichen Inhalts kennen. Ihnen verdanken wir eben so die Erhaltung der nationalen Heldensage. Solche Gegensätze verlieren indeß ihre Schärfe, wenn wir uns die wunderbare Zeit des 12. Jahrhunderts ins Gedächtniß zurückrufen, in welcher die Geistlichkeit in der von Grund auf umgewühlten, nach dem Höheren gerichteten, in heiliger Wanderung begriffenen menschlichen Gesellschaft „mitten in das Leben des Volkes hinein und mitten aus dem Volke trat;" eine Zeit, in der auch der Bischof den Panzer trug, wo auch der Ritter ein Mönch ward.[2])

Unter diesen dichtenden Geistlichen überragt seine Zeitgenossen ein Weltgeistlicher, der Pfaffe[3]) Lamprecht mit seinem Alexanderlied. Ueber die Persönlichkeit dieses Dichters ist so gut wie nichts bekannt. Hat man doch selbst an der Existenz des deutschen Namens gezweifelt und die Worte zu Anfang des deutschen Gedichtes: der Pfaffe Lamprecht hat's gedichtet, auf einen französischen Dichter Lambert bezogen. Offenbar ist der Dichter ein gelehrter Geistlicher gewesen und hat wahrscheinlich, wie viele deutsche Geistlichen des 12. Jahrhunderts die Hochschule von Paris besucht, — wie schon im 11. Jahrhundert deutsche Kleriker in der Schule Lanfranes im Kloster Bec sich befanden. Man kann dieß aus der genauen Bekanntschaft Lamprecht's mit der französischen Dichtung, besonders der Epopöe schließen. Im Süden Frankreichs aber, in der provençalischen Poesie ist der Ursprung des romantischen Epos, gleichsam die Erfindung dieser Art der Epopöe zu suchen.[4])

Die Provençalen besaßen einen grossen Reichthum an epischen Dichtungen, deren Blüthezeit mit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts zu Ende ist, nachdem schon im Jahre 1245 der Pabst Innocenz IV. die provençalische Sprache als eine ketzerische erklärt und deren Gebrauch den Studirenden untersagt hatte. An die provençali-

---

1) Geschichte der deutschen Literatur. Wilhelm Wackernagel. Basel 1848. S. 30.

2) Gervinus Vierte Ausgabe. Leipzig 1853. 1. Band. S. 212.

3) Die althochdeutsche Bezeichnung für Geistlicher ist pfaffo: ein êrhaft pfaffo ist ein ehrhafter Geistlicher, also nichts weniger als ein Schimpf.

4) Histoire de la poésie Provençale par. M. Fauriel. Paris 1846.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Poesie schloß sich die des nördlichen Frankreichs eng an; so daß sich die auffallendste Aehnlichkeit in Behandlung derselben Stoffe, vorzugsweise auch in der Epopöe zeigt, die in demselben Ton und Charakter gehalten ist. Der einzige Unterschied besteht dem Anschein nach nur in der Verschiedenheit des Dialekts; bei genauerer Betrachtung der merkwürdigen Gleichheit entdeckt man freilich, daß die Dichtung der nordfranzösischen Trouvères nur eine nachgeahmte, eine bloße Copie des provençalischen Originals ist.

Man stellt die nicht unwahrscheinliche Vermuthung auf, daß die ersten Trouvères zugleich mit der Erlernung der langue d'oc die Dichtungen der Provençalen in ihrem eigenen Idiom nachbildeten. Thatsache ist dagegen auf der andern Seite, daß die Troubadours die französische Sprache gekannt und in dieser selbst gedichtet haben, wodurch sie leicht zum Muster hatten dienen können. Ihr eigenes Interesse, ihr wanderndes Leben in fast alle Gegenden Europa's mußte sie veranlassen, ihre mit großer Begierde, ja mit Begeisterung aufgenommenen Dichtungen auch in andere Sprachen zu übertragen, — wie viel mehr noch in diejenige, welche wie die nordfranzösische die auffallendste Aehnlichkeit mit der ihrigen hatte. So findet man denn Troubadours in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, welche französische, italiänische und spanische Verse machten. Gaucelm Faydit, einer der fruchtbarsten und gewandtesten Troubadours, verfertigte eine Dichtung ganz in französischer Sprache; diese Dichtung war zudem an eine von ihm verehrte französische Dame gerichtet. Ja es kam dann später in dem außerordentlich lebendigen Verkehr der Troubadours und Trouvères so weit, daß beide fast in einander aufgingen, dergestalt daß sie mit einander Sprache und Poesie austauschten; daß französische Dichter provençalische Verse machten; daß umgekehrt, welches Letztere am häufigsten der Fall war, provençalische Dichter das französische Idiom dichtend cultivirten; daß endlich sehr viele Dichtungen aus einer Mischung beider Idiome bestanden.

In welchem Verhältniß steht nun die deutsche Dichtung des 12. Jahrhunderts zur provençalischen? Welche Berührung hat Deutschland mit den Provençalischen Landen? Im Allgemeinen ist der Verkehr und Austausch kein unmittelbarer und wird großentheils nur durch den Norden Frankreichs vermittelt. Dägegen fehlt es auch wieder nicht an Nachrichten von dem Aufenthalt der Troubadours in den Lagern und am Hofe der deutschen Kaiser in Italien, und daß sich eine nicht unbeträchtliche Zahl dieser Sänger daselbst zu verschiedenen Zeiten einfand. So läßt sich wohl erklären, wie es möglich war, daß die epische Kunstdichtung, vorzugsweise die romantisch epische des 12. und 13. Jahrhunderts, in Deutschland eine in Bezug auf Darstellung und Inhalt bald mehr, bald weniger freie Uebertragung aus dem Provençalischen und Französischen Idiom war. Darum sind denn auch die großen Dichtungen dieser Zeit angelehnt an fremdländische Originale oder geradezu übersetzt, wie es die Verfasser entweder selbst bekennen, oder wie man aus Ton und Inhalt ohne Weiteres schließen kann. Auffallend genug bleibt es dagegen, daß sich ungeachtet des prävalirenden Einflusses provençalischer Dichtung im Epos die deutsche Lyrik der Minnesänger hat freier und selbstständiger an sich und im Vergleich mit der lyrischen Poesie der Trouvères entwickeln und ihren eigenen Weg, unbeirrt von den Mustern des Südens, einschlagen können. Das Allgemeinste nun, was sich in Bezug auf den Inhalt der Epopöen der Troubadours sagen läßt, ist das, daß der Gegenstand, das Thema ihrer gereimten Erzählungen entweder eine Fiktion war, oder daß sie wahrhafte Begebenheiten zu Grunde legten, wie die Kämpfe mit den Sarazenen und die großen Begebenheiten des ersten Kreuzzugs, oder daß sie endlich selbst einen heidnischen Helden, wie Alexander den Großen besangen, „an dessen Fersen sich schon von ihm selbst begünstigt, der dichtende Volksgeist heftete, der schon in frühester Zeit die unerhörten Thaten desselben mit den Gebilden einer regen Phantasie ausschmückte. Jedes Zeitalter, jedes Volk, jedes Land prägte dem Werke, das, wie sein Held selbst, ein Gemeingut Aller geworden war, seine Vorstellungsweise und seine eigenthümlichen Ideen auf, änderte, um ihn zu dem Seinigen zu machen, Vieles und fügte hinzu, was ihm bekannt und werth war von einheimischen Sagen.[1])"

---

1) Alexander-Gedicht des 12. Jahrh. vom Pfaffen Lamprecht von Dr. Heinrich Weismann. 1. Band. 1850. pag. X.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ueber Ursprung und Gang der Alexandersage, so wie über lateinische, französische, englische, persische und türkische Alexanderlieder etwas zu sagen, läge außer dem Plan dieser Arbeit, überdies finden sich in Bezug hierauf die gelehrtesten und gründlichsten Untersuchungen in der vortrefflichen Ausgabe des Alexanderlieds von Weismann in 2 Bänden, nachdem schon einige Jahre vorher Philippi (**Sur l'origine de l'Alexandréide du Clerc Lambert.** Düsseldorf 1846) die Verwandtschaft und Quelle des deutschen Gedichts in Pseudo-Kallisthenes (fabelhafter) Geschichte der Thaten Alexanders nachzuweisen versucht hatte.

Nach einer von Heinrich Michelant in Paris erfolgten Ausgabe (Stuttgart 1846) ward erst neuerlich (im Jahre 1853)[1]) der Graf von Villedeuil auf die Alexandersage aufmerksam und hat nach den in der **Bibliothèque nationale** verglichenen 20 Manuskripten, nachdem er noch andere vielleicht gleichzeitige Dichter dieses Sagenkreises genannt (unter denen sich der später zu nennende Alberich v. Besançon findet), von Inhalt und Werth der Dichtung nach eigener Anschauung berichtet.

Eine Hauptdichtung in Bezug auf die Sage von Alexander ist demnach **Li Romans d'Alixandre par Lambert li Tors et Alexandre de Bernay.**

Es herrschen die verschiedensten Meinungen über die Art der gemeinschaftlichen Abfassung dieses Gedichts. Von Alexandre de Bernay rührt höchst wahrscheinlich die mittelalterliche Staffage und die Form her. Von beiden Dichtern ist nur bekannt, daß Lambert ein Geistlicher aus Châteaudun in der Nähe von Orleans war, Alexandre aus Bernay, einer Stadt in der Normandie. Letzterer hat außerdem noch eine Dichtung Athys und Prophilias wahrscheinlich dem Spanischen nachgebildet. Die Verfasser erklären als Einleitung zu ihren 22,600 Versen, es sei der Zweck ihrer Dichtung, durch Erzählung der wunderbaren Thaten Alexander's zum Muth zu entflammen. Bei seiner Geburt geschehen Wunder, obgleich er nicht der Sohn eines Gottes ist. Hierauf folgt eine Charakteristik der Eltern Alexanders, besonders ausführlich von Olympias, die unter Anderem **la reine des tournois du temps** ist. Hieran knüpft Villedeuil die Bemerkung, wie es zu bedauern sei, daß die Trouvères die Sage von der Abstammung Alexanders von dem König Nectanebus in ihre Dichtung nicht verflochten, — er erzählt daher (nach Kallisthenes) witzig und beißend die Geschichte der Geburt Alexanders. Auch die Jugend des Helden ist wunderbar und nicht ohne bedeutungsvolle Träume. Das traurige Ende des Nectanebus, der seinen Tod durch Alexander, seinen Schüler, findet, wird leicht vergessen über des jungen Helden Geschicklichkeit in Bändigung des Pferdes Bucephalus und über seinen Ritter- und Turnierkünsten, so wie über seiner Kriegstüchtigkeit gegen den übermüthigen Herrn von Cäsarea, Nicolas. Dieser wird im offenen Felde aufs Haupt geschlagen, in Cäsarea belagert, im Zweikampf endlich getödtet, seine Herrschaft aber einem Feldherrn Alexander's zu Lehn (sic) übertragen. Athen dagegen entgeht durch die Dazwischenkunft des Aristoteles dem traurigen Schicksal der Unterwerfung und Zerstörung. Ehe aber der Held sich für diese seine Mäßigung schadlos hält durch die Eroberung der Welt, schlichtet er in energischer Weise den zwischen Olympias und Philipp ausgebrochenen Unfrieden. Darius hatte unterdeß als Rächer von Nicola's Tode Genugthuung von Alexander verlangt. Dieser antwortet durch einen Heereszug von 100,000 Mann, nimmt unterwegs ein scheinbar unzugängliches Castell, kommt in Lebensgefahr durch ein Bad und den Arzt, der nicht übel Lust hat, ihn auf Anstiften des Darius zu vergiften, sich aber noch zur rechten Zeit eines Besseren besinnt. Völlig wiederhergestellt zerstört er die Stadt Tarsus und gelangt endlich unter die Mauern von Tyrus, das er belagert und einschließt. Sein Aufbrechen gegen Gadres[2]) benutzen die Tyrier zu einem blutigen Ausfall, den endlich Alexander durch Eroberung der Stadt rächt. Nach der Einnahme von Gadres finden wir ihn bald in Jerusalem und nicht lange darauf aufs Neue gegen Darius gerichtet. Dieser im Anfange keck herausfordernd, dann mit einem Mal verzagt, sucht vergeblich

1) **Légende d'Alexandre le Grand au XIIe siècle d'après les manuscrits de la bibliothèque nationale par le Comte de Villedeuil. Paris 1853.**

2) Gaza.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Unterhandlungen anzuknüpfen. Alexander kämpft, siegt und nimmt des Darius Familie gefangen. Da ruft Darius endlich seinen Bundesgenossen Porus, den König von Indien, zu Hilfe. Aber umsonst. Porus ist mit seiner Hilfe ausgeblieben und Darius fällt von der Hand zweier Meuchelmörder, von Alexander im Sterben beklagt und getröstet. Jetzt endlich erhebt sich Porus zum Widerstand und entscheidenden Kampf, der mit seiner Niederlage und Flucht endet. Alexander dringt in das Innere Indiens unter den mannigfaltigsten Beschwerden und abenteuerlichen Erlebnissen, z. B. dem Kampfe mit fabelhaften Thieren. Aus allen diesen Kämpfen und wunderhaften Anfechtungen geht er und sein Heer natürlich siegreich hervor. Nach der Eroberung Bactriana's entschließt sich Alexander zu einem Zuge nach dem Paradiese, der phantastisch ausgemalt ist. Eben so abentheuerlich ist sein nochmaliges persönliches Zusammentreffen mit Porus. Nach einem Waffenstillstand naht der Tag der entscheidenden Schlacht. In dieser wird Porus gefangen genommen. Großmüthig behandelt erhält er sogar seine Staaten wieder und dient aus Erkenntlichkeit Alexander als Führer in dem Eroberungszuge durch Indien, auf welchem zuletzt Alexander allein, nicht ohne die wundersamsten, ja monströsesten Dinge zu sehn und zu hören, vordringt, — bis er wieder mit den Seinigen zusammentrifft, mit denen er vereint die Wunder Indiens in mannigfaltigster Weise, so daß eins das andere überbietet, erfährt und gleichsam durchkostet. Der Wunder letztes ist dann, daß ihm sein früher Tod prophezeit wird, eine Prophezeiung, zu deren Kunde Porus trotz aller Verheimlichung gelangt zu sein scheint; denn er sinnt jetzt noch auf eine Verschwörung gegen seinen Wohlthäter, welche aber mißlingt, oder gar nicht in Ausführung kommt. Dagegen stehn sie einander im offenen Feld gegenüber, entschließen sich zum Zweikampf, in welchem Porus fällt. Alexander hat nun noch den von den Sternen vorgeschriebenen Weg nach Babylon anzutreten, die Königin Candace und deren Familie gefällig und freundlich zu behandeln und endlich Babylon einzunehmen, so wie das beinahe vergessene Land der Amazonen zu erobern. Einer Gesandtschaft der Königin der Amazonen gelingt es, ihn zur Mäßigung zu bewegen, so daß er das Reich dieser Frauen verschont und nach manchen Eroberungen und Abentheuern nach Babylon zurückkehrt. Hier veranstaltet er ein großartiges Bankett — und es währet nicht allzulange, so fühlt er, daß er vergiftet sei und stirbt. Großes Wehklagen über seinen Tod, feierliche Bestattung, Errichtung eines Denkmals. Die Trouvères enden mit der Versicherung, daß Alexander der größte König gewesen wäre: se il fu crestien; außerdem sei die Geschichte geschrieben für die Könige und alle edlen Menschen.

Das heißt denn doch, ruft der französische Berichterstatter Villedeuil am Schlusse seines Werkes über die Alexandersage der Trouvères aus, die Geschichte travestiren. Macht sie nicht in dieser Weise des Mittelalters behandelt, denselben Eindruck, wie die heilige Jungfrau in der Atlasrobe in nicht wenigen Kirchen Frankreichs? Damit scheint er zugleich sein Endurtheil über die ganze Dichtung ausgesprochen zu haben. Es kommt freilich einer Verurtheilung gleich; aber sie ist zum Theil und wenigstens aus den angegebenen Daten nicht gerechtfertigt. Einmal sollte die Geschichte Alexanders selbst nicht der Gegenstand der Darstellung sein, sondern nur das, was von seinen Thaten an und für sich wunderbar ist: es sollte ein Rittergedicht sein, dessen ritterlicher Held Alexander zur poetisch fabelhaften Gestalt ward. Was nun weiter die Verletzung der Treue des historischen (?) Kostüms betrifft, so scheint es, als könnte auch jetzt noch französische Verständigkeit sich nicht über die pure Nüchternheit prosaischer Anschauung erheben. Oder wem könnte es sonst in ähnlicher Weise einfallen z. B. über die Meisterwerke von Gemälden aus der altdeutschen Schule zu lächeln, oder gar zu spotten, weil sie antike Gestalten in deutschem und ritterlichem Kostüm darstellen? Wer muß nicht vielmehr ein historisches Bild von Altdorfer hochstellen und bewundern;[1]) ein Schlachtgemälde, welches den Sieg Alexanders über Darius darstellt? Trotz der rit-

1) Man vergleiche damit die wundervolle Beschreibung des Pompejanischen Mosaikgemäldes der Alexanderschlacht in Adolph Stahr's: Ein Jahr in Italien. Zweiter Theil. 1853. S. 171.

„Der entscheidende Sieg des Hellenenfürsten und die hoffnungslose, zermalmende Niederlage des asiatischen Großkönigs in irgend einer von Alexanders großen Perserschlachten."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

terlichen Ausstattung von Reiter und Roß, die in Panzer und Eisen erscheinen, trotz der vergoldeten oder gestickten Wappenröcke der einzelnen Helden, trotz des unhistorischen Hintergrundes des Weltmeeres ist das Ganze doch in Idee und Ausführung die vortrefflichste Veranschaulichung einer großartigen Weltbegebenheit. Der Ausdruck in Blick und Haltung beider Könige, die in goldner Rüstung aus der Mitte des Gemäldes gleichsam hervortreten, zeigt ächt Heldenhaftes und Königliches; Darius ist im Zurückblicken nach seinem Gegner bei allem Stolz in der Stellung nicht ohne einen Zug von Melancholie.

Hat der Maler es verstanden trotz des unhistorischen Beiwerks mit seinem Gemälde uns eine Vorstellung von der Bedeutung und dem gegenseitigen Verhältnisse der Helden zu geben, so kann der Dichter mit seinen viel reicheren Mitteln ungeachtet der Anachronismen und der auffälligsten Verstöße einen Helden darstellen, dessen Charakter im Wesentlichen von der geschichtlichen Wahrheit nicht allzusehr abweichen wird, einen Charakter, der consequent durchgeführt, oft genug innerlich wahrer erscheinen wird, als der einer historischen Person.

Die innere Wahrheit aber, die Treue, welche in der consequenten Durchführung besteht, ist die schwache, leicht angreifbare, ja beinahe überall unhaltbare Seite Lambert's und Bernay's. Wie sie in ihrer Charakteristik ein wahres Fratzenbild aus ihrem Alexander machen, das weist Villedeuil witzig und belustigend fast überall in seiner Schrift nach. Statten sie doch ihren Helden schon in der Kindheit mit der Weisheit Salomo's aus, womit dann freilich schlecht übereinstimmt, daß er seinen Lehrer eines Nachts wegen eines sonderbaren Verdachts kopfüber in einen Abgrund stürzt.[1]) Als Kämpfender erscheint er weniger heldenhaft, sondern oft grotesk und zuweilen nicht besser als ein Kopfabschneider. Für seinen Zorn ist kein irgendwie begründetes Motiv zu ersehn, er handelt etwa wie Karl der Große dargestellt wird in dem Rolandslied. Wie dieser gibt er autokratisch von plötzlich aufbrausendem Unwillen keine Rechenschaft, läßt sich von Launen bestimmen, will seinen Willen errathen haben, hat schon alle Anlage zu den barocken, ritterlichen Launen der spanischen Romane (Gervinus). Ja es fehlt nicht viel, daß er nicht wirklich wie Don Quixote handelt. Sein Vater Philippus verstößt die tugendhafte Olympias. Alexander, ein Beschützer der Damen, hiervon benachrichtigt, schwingt sich auf sein edles Roß, nachdem er eine Botschaft an den mitschuldigen Seneschall vorausgeschickt. Als dieser den Abgesandten eben hinrichten lassen will, erscheint Alexander mit großem Toben, stürzt sich auf Jonas, schreit ihn an und schneidet ihm, ohne daß er Zeit gewinnt sich zur Wehr zu setzen, den Kopf ab. Das Gefolge Cleopatras zieht den Degen und es beginnt ein blutiger Kampf, in welchem die Gefährten Alexander's Sieger bleiben. Diese werden dann zu anderweitigen Kämpfen durch die von Alexander in Aussicht gestellte Beute und die Mahnung, für die Ehre der Damen zu streiten, angefeuert. Eben so lockend ist das nach jedem Siege von dem Feldherrn arrangirte Bankett. Er selbst ist ein Kämpfer ohne Gleichen, kaum 30 Krieger können ihn zum Weichen bringen, ein Kampf mit ungeheueren Thieren ist für ihn die leichteste Sache von der Welt. Trotzdem nimmt er, um des überall glücklichen Erfolges gewiß zu sein, auch zur List seine Zuflucht und schleicht sich verkleidet in das Lager der Feinde. Ein andermal führt er unter dem Namen Antigonus einen Kriegszug gegen den Herzog Palatine, den er gefangen nimmt und hängen läßt. Außer dieser ein wenig schlimmen Eigenschaft der List und Verstellung, die der ritterlichen Ehre Abbruch zu thun scheint, lassen ihn die Dichter noch einen hohen Grad von Selbstsucht zur Schau tragen. An der Quelle der Unsterblichkeit angelangt, trägt er das lebhafte Verlangen, sich in derselben zu baden. Da kommt ihm Enoe zuvor und taucht in das magische Bassin unter. Da Alexander ihn jetzt nicht tödten kann, läßt er ihn zur Strafe an eine Säule festnageln. So wenig ehrenvoll dieß für Alexander ist, eben so unrühm-

---

1) Nectanebo eut la bonté de demander au jeune homme pourquoi il avait agi ainsi. — C'est ta faute, répondit le prince. Comment? — Pourquoi ne regardes-tu pas à tes pieds? Fatalité! Comment? Je devais mourir de la main de mon fils!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lich ist es, in prahlerischer Gewißheit seiner Ueberlegenheit dem letzten Gegner Porus einen Zweikampf anzubieten, ja in dieser Zuversicht das Land desselben im Voraus als Lehn auf einen Andern zu übertragen. Alles aber überbietet die Geschichte seines Todes, wie sie von den Trouvères ausgeschmückt, oder vielmehr verunstaltet wird. In ihr erscheint der Heros so ziemlich allen Verstandes baar. Der große Held, der Herr der Welt, vergießt Thränen, da er die prophetische Verkündigung seines nahen Todes vernimmt. Seine Mutter hatte ihn vorher vor den Verräthern Antipater und Divinus Pater gewarnt. Demungeachtet nimmt er sie ohne Besorgniß bei sich auf, anstatt sie ins Gefängniß werfen zu lassen. Bei alledem fürchtet er auch wieder vergiftet zu werden. Das Mahl für den König wird aufgetragen. Die Diener müssen auf seinen Befehl die Aermel aufstreifen; solche Aengstlichkeit erstreckt sich aber nicht auch auf die anwesenden Ritter. Ein Ritter, Günstling des Königs und sein Mundschenk, hatte das Gift unter seinem Fingernagel verborgen, weiß es geschickt in das Trinkgefäß zu bringen, thut, als koste er davon, reicht es dem König dar, welcher die Unvorsichtigkeit begeht, den dargebotenen Trank zu verschlucken. So stirbt der Beherrscher der Welt comme un simple chien![1]) Dazu kommt noch, daß das Gedicht in ungeschickten Wiederholungen sich überbietet, ein Fehler, den eigentlich die sonderbare Form desselben zu gebieten scheint, da oft 70—80, ja oft 111 Reime auf einander folgen. Der Vers ist eine Langzeile d. h. der bald in Frankreich allgemein gebräuchliche vers héroïque oder Alexandriner, aber noch ohne klare Caesur. Eine übel angebrachte Gelehrsamkeit dient auch nicht zur besondern Empfehlung der Dichter: z. B. wenn Alexander bei gewisser Gelegenheit sich mit Aeneas vergleicht, der seinen Vater Anchises trägt; wenn die Stoffe eines wunderbaren Zeltes Malereien enthalten, die die Abenteuer des Hercules, den Raub der Helena, die Belagerung und Einnahme Troja's, außerdem eine vollständige Kosmographie darstellen, wenn Flore und Beauté, zwei Botschafterinnen von Amabel, der Königin der Amazonen, als ausgezeichnete Sängerinnen das Lied von Narcissus vortragen u. s. w. Die Vergleichungen und Schilderungen sind gesucht, weit hergeholt, unpassend, zuweilen sogar läppisch. Als Candiolus, der Sohn der Königin Candace, Alexander tödten will, schlägt ihn diese und der Sohn zieht weinend ab.

plorant ist de la cambre, si vint à la maison.

Man würde indeß sehr Unrecht thun, wollte man die schon wegen der zwei gemeinschaftlichen Bearbeiter merkwürdige Dichtung verurtheilen. Für ihre auffallenden Fehler und Schwächen bietet sie ziemlich reichen Ersatz durch außerordentlich kräftige Reden, lyrische Ergüsse, durch Naturschilderungen, voll von Anmuth und Zeugniß gebend von reinem poetischen Sinn. An Sittensprüchen, religiösen Mahnungen fehlt es durchaus nicht, eben so wenig an scharfsinniger, tief verständiger Ansicht von den Dingen dieser Welt. Oft genug mischt sich naiv die größte Geschmacklosigkeit und Wunderlichkeit mit überraschend zarter Sinnigkeit. Alexander will in den Himmel fliegen. Er läßt sich einen Käfig machen mit Fenstern, an diesen werden 7 oder 8 Greifen (eine fabelhafte Thiergattung, die im Mittelalter eine große Rolle spielt) gebunden. So fliegt er empor und kehrt unverletzt zu den Seinigen zurück. Verlockt von der glücklich ausgefallenen Expedition in die Luft, faßt er den Plan einer unterseeischen Excursion. Er läßt sich eine gläserne, von Lampen erleuchtete Tonne bauen und schickt sich in dieser Weise an, in die Tiefe des Oceans zu steigen. Was sieht er da? Das, was er auf der Erde sehen konnte:

Li plus fort prent le foible, se l'ocit et confont.

Dieß mag denn genug sein und wird allenfalls hinreichen können, eine Vorstellung von der Eigenthümlichkeit und dem Werth des französischen Alexanderliedes zu verschaffen. Das deutsche Alexanderlied des Pfaffen Lamprecht oder Lambrecht ist eine Dichtung nach Alberich's von Besançon, Mönch zu Clugny um 1138, ver-

1) Villedeuil p. 125.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

faßt.[1]) Von dem deutschen Epos sind zwei Handschriften vorhanden, eine Straßburger und eine zweite im Stift Vorau in der nördlichen Steiermark, die von Wien aus Diemer erst im Jahre 1849 aufgefunden hat. Herausgegeben ist die Straßburger Handschrift zuerst vollständig von Maßmann,[2]) die Vorauer von Diemer.[3]) Mit Benutzung beider Handschriften erfolgte eine Ausgabe von Weismann.[4]) Da das deutsche Gedicht in Bezug auf den Inhalt im Allgemeinen viel Aehnliches mit dem französischen Alexanderlied hat, das oben analysirt worden ist, die Verfasser aber später gedichtet haben, als der deutsche Lamprecht, so läßt sich die Vermuthung aufstellen, daß außer der gemeinsamen Quelle des Pseudokallisthenes, Alberich eben so wie dem deutschen Dichter, auch Lambert und Bernay, vielleicht zum Vorbild gedient habe. Wie dem auch immer sei, und wie viel auch immer Lamprecht dem Alberich verdanken mag, der Geist der deutschen Dichtung ist ein völlig anderer und zwar ein besserer: „sie ist eine der schönsten Zierden der mittelalterlichen Poesie.“[5])

Man kann den Gang und Plan des Gedichtes, das aus 7151 Versen besteht, so bestimmen, daß man drei Hauptabschnitte erkennt, deren erster mit dem Zuge Alexanders bis ans Ende der Welt schließt; der zweite den Inhalt eines Briefes des Eroberers an seine Mutter Olympias mittheilt und über den Aufenthalt im Lande der Amazonen berichtet; der dritte endlich den Zug nach dem Paradiese darstellt. Das Lied, das der Verfasser singt, soll zu Aller Herzen dringen, zeigen soll es, daß ist alliz ein itelicheit,

daz die sunne umbegeit.

Seit ein Mensch geboren ward, war kein König von solcher Art, wie Alexander. Er war nicht, wie Manche im Lügenton sprechen, eines Gauklers Sohn, von echten Königen stammt er her. Als seine Mutter Olympias sein genas, da erbebte die Erde überall, groß ward der Donner, ein starkes Wetter goß nieder, es verwandelte sich der Himmel, die Sonne verdunkelte sich und verlor beinahe ihren Schein. Das neugeborne Kind aber zeigte nach 3 Tagen ein kräftiges, ja höchst wundersames Aussehn. Wenn Unmuth seinen Sinn umfing,

so sah er alse der wolf deit,
als er ubir sînem âse steit.

Die Erziehung des Knaben ist der mittelalterlichen völlig gleich: er wird gelehrt, wie er sich gegen Ritter benehmen; wie er zu Gericht sitzen und von dem Unrechten das Rechte scheiden sollte; er wird im Schreiben, in den Sprachen, in der Musik, Mathematik und Astronomie unterrichtet. Es ist nicht uninteressant, diese Unterrichtsweise in ihrer Quelle kennen zu lernen. Pierre de Corbias, ein Dichter um 1160, in seinem trésor, faßt sie in folgende Verse zusammen:

En totas las set artz sui assatz connoissens
Per grammatica sai parlar latinamens
Declinar e construire e far derivamens
Em'gar de barbarisme en prononciamens;
Per dialectica sai molt razonablemenz
Apauzar et repondre e falsar argumenz
Sophismar e concluire et tot ginhosamens
Menar mon adversari a desconfezimens.

---

1) Le poëme d'Albéric de Besançon reçut d'an Allemand, nommé Lamprecht, les honneurs de l'imitation. Villedeuil p. 16.
2) Quedlinburg und Leipzig 1837.
3) Wien 1849.
4) Frankfurt 1850.
5) Weismann Bd. 1. S. XXII.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

De rethorica sai per bels afachmens
Colorar mas paraulas e mettra azautimens . . . .
De musica sai yeu tot aondozamens
Quatre tous principals e quatre sots jazens . . . .
D'arismetica sai totz los acordamens
Cresser, multiplicar et mermar, dividens.

Die sieben (freien) Künste bildeten die Grundlage der Erziehung. Die Grammatik lehrte Anfangs Latein sprechen, decliniren, construiren und sich der Fehler in der Aussprache zu entwöhnen; die Dialektik Argumente vernünftig aufzustellen, zu widerlegen, zu verdrehen, Trugschlüsse zu machen, zu schließen und den Gegner zur Niederlage zu führen; durch die Rhetorik lernte man mit Hilfe schöner Wendungen seine Worte schmücken und mit Figuren ausstatten. Die Musik lehrte die vier Haupttöne und die vier untergeordneten; die Arithmetik gab den Schlüssel zu ihren vier Fundamentaloperationen. Auf diesen speciellen Unterricht, den man in den Klöstern genoß, folgte eine poetische Erziehung für diejenigen, welche sich den Waffen, oder den Wissenschaften widmeten. Die jungen Zöglinge der Ritterschaft gingen aus den Händen des Mönchs in die der Castellane über und hießen donzels oder damoisels. Diejenigen hingegen, welche eine glühende Einbildungskraft zur Poesie trieb, fingen an die neue Mythologie zu studiren, welche acht Jahrhunderte hindurch das ganze Mittelalter in müßigen Stunden ergötzte.[1])

Alexander, dem Kinde wuchs Verstand, Kühnheit und Gewalt. Diese Tugenden zeigte er vor Allem bei der Befestigung und Bändigung des Rosses Bucephalus, von dem prophezeit war, daß man an ihm erfahren würde, wer nach Philipps Tode das Königreich erben sollte. Vater und Sohn treffen zusammen. Ihre Rede war viel minnesam. Heil dir, sprach der Vater, mich dünket, du sollst König sein. Auf die Bitte des Sohnes wird er wohl gewaffnet und will nur dann erst König genannt sein, wenn er würde eine tapfere That gethan haben. Er führt sie gegen Cäsarea aus. Bei der Rückkehr findet er seine Mutter Olympias verstoßen und versöhnt erst nach vieler Mühe seine Eltern. Darauf zieht er im Dienst des Königs in den Kampf gegen verschiedene Völker. Als Philippus starb, wurde Alexander, 20 Jahr alt, zum König gemacht: Stark wuchs ihm seine Gewalt, daß er mit List und Macht sein Reich wohl bereiten, d. h. im Stande halten mochte, kräftig ist seine Anrede an seine allergetreuesten Mannen: Wir müssen das Heer leiten, Griechenland zu Ehren. Wer da will schnelles Roß, Waffen und Gewand, das thue ich ihm Alles guten Rath, ohne alle seine Arbeit. Wer noch mit mir kämpft, mit dem theile ich Leib und Gut und trage ihm immer willigen Muth. Darauf ließ er zur Heerfahrt laden, sandte zu Griechen und Macedonen, nach Kalabrien und in die Stadt Nicodemias. Mit 70,000 Mann schiffte er über ein Ende des Meeres und nimmt Zins zum Schimpf für Darius, dann fuhr er im Sicilienland und verwältigt Alle, die er da fand. Als die Römer dies vernahmen, brachten sie Silbers 100,000 Pfund, andere Geschenke und eine goldene Krone. Alexander zieht gegen Africanus, macht Carthago zinspflichtig, unterwirft Aegypten und stiftet (Alexandria) eine Burg, die zu Ehren seines Namens nach ihm genannt ward, er zerstört Galiläa, Samaria, Jerusalem, Bethlehem u. s. w., als endlich er nach Tyrus trieb, eine Stadt, von der Lamprecht, nachdem er sie mit dichterischen Farben gemalt, sagt, es sei Schade, daß Alexander sie zerbrach in seiner Uebermüthigkeit. Er wußte keine weitere Schuld an ihnen, als daß sie waren einem Könige hold, Darius, dem sie ihre Treue zugewandt. Sie werden unter Drohungen zur Uebergabe aufgefordert und als sie trotzig ablehnten, begann Alexander vor Zorn zu erröthen, vor Unmuth vermaß er sich, daß sie alle sterben sollten, da sie ihm zu widerstreben wagten. Noch wüthender ward er bei der Kunde, daß sie eine zweite

1) Histoire du midi de la France. Par Mary-Lafon II, 348.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Botschaft hatten gefangen genommen und hängen lassen, und es erfüllte den Helden mit eines zornigen Löwen Muth. Die Stadt wird umschlossen und bestürmt; aber die Tyrier erschlugen so viel, daß die Wogen des Meeres von dem Blute roth wurden und daß Alexander, da ein Meeressturm viele Schiffe vernichtete, den Befehl, die Stadt mit Sturm zu nehmen widerrief. Er läßt Bäume zu Belagerungsthürmen auf dem Libanon fällen; die Araber, die Tyrus ihre Gunst zuwandten, griffen die Fällenden an und Alexander selbst muß ihnen zu Hilfe eilen. Unterdeß erleiden in seiner Abwesenheit die Griechen eine große Niederlage. Alexander läßt jetzt die Schiffe mit starkem Eisen umspannen, je zwei zu einander; auf diesen wurden Bergfrieden, d. h. Belagerungsthürme zu den Zinnen getrieben und zu Lande ließ er starke Gewerke machen und auf Scheiben zur Stadt hintreiben und die Mauern hieß er mit stählernen Geschossen stoßen. Der Sturm, der sich erhob, war groß, man warf mit aller Macht und schoß hinauf zur Burg, zum Feind hinunter. Da wuchs Alexander der Muth; von den Mauern brach er und seine Schaar Eine und vom Sturmgeräth und Maschienen auf Scheiben ward eine zweite Mauer gebrochen. Mit Staunen sah man, wie Alexanders Muth sich am Kampf erfreute, er tödtet den Herzog von Tyrus und bemächtigt sich endlich nach dem hartnäckigsten Widerstande von Seiten der Belagerten, und nachdem die Belagerer griechisch Feuer in die Burg geworfen, der Stadt.

Jetzt rächt er auf grausame Weise die von ihm gesandten drei Boten, welche man gehängt hatte, dreitausend Bürger läßt er blenden und hängen; doch wurde er des Sieges nimmer froh, da ihm von seinen Leuten mehr todt lagen, als in Tyrus Bürger oder Fremde. Tyrus liegt zerstört, Spott und Drohung wagt Darius gegen Alexander bei dieser Nachricht. Er droht, daß er ihn mit Ruthen peitschen lassen werde. Großmüthig gegen die Verkünder dieser Botschaft, ruft Alexander aus: Unbesonnen, thörigt, feig ist Darius; er wisse, so schreibt er ihm, daß alles mein eigen sein wird, was der Himmel einschließt, und daß ich Herr werden soll auf dieser Erde über alle Reiche der Welt und über die Lande aller Orten, die jemals genannt worden sind. Als Darius den Brief las, da fuhr er in Zorneswuth empor, er schwört Rache und fordert drei Fürsten auf gegen Alexander zu ziehn. Dieser dringt über den Euphrat, (Granikus) die Fürsten treten ihm entgegen, er kommt in große Gefahr und wird von Daleym (Klitus) gerettet. Und er sprang auf sein Roß, sein Gebahren war eislich, die Augen rollten fürchterlich, darum entsetzte sich mancher Mann. Von starkem Zorn ergriffen nahm Alexander sein Roß mit dem Sporn und führte manchen Schwertesschwung und des Feindes Heer schlug er nieder wie Gras. Von einem Volkskampf hört man wol sagen, der auf dem Wulpensand geschah, wo Hilde's Vater todt lag mit Hagen und mit Wate: dieser Kampf und Herwich und Wolfwin konnten sich ihm nicht gleichstellen, noch sonst ein Mann: so kühn griff Alexander an und wenn auch Achilles und Hector und Ajax und Nestor fochten mit kühnem Muth und auch scharfe Speere trugen, so durfte doch unter allen diesen ihm Keiner gleich zu kommen wähnen. — Nun folgen die mannigfaltigsten Kämpfe zum Theil in wunderlich verworrenen Zügen und eben so unhistorischen Oertlichkeiten, bis Alexander die Stadt Batra und Darius Familie in seine Gewalt bekommt. Darius weiß ihm schlechten Dank für die edle Behandlung der Seinen. Ich weiß Dir's nicht besser Dank, als wenn Du sie hättest erschlagen, so entbot er Alexander, ich hasse Dich mit vollem Recht und nimmermehr wird sich mein Muth zu Dir mit Freundlichkeit neigen.

Was ich Deinem Weibe habe zu Gute gethan, erwiedert der Held, das dankt sie meiner Mutter; um ihrer Liebe willen diene ich gerne allen Weibern, darum habe ich es gern gethan und will von Dir keinen Lohn empfangen.

Die Schlacht am Strage zwischen Darius und Alexander endet mit vollständiger Niederlage der Perser. Darius flieht. Als die Kunde davon durch Persien kam, da wurde große Trostlosigkeit, der Vater weinte um sein Kind, das war ein Jammer gar groß, gar Mancher mußte seinen Genossen beweinen und beklagen, der Mann den Eidam, die Schwester den Bruder, ihren lieben Sohn die Mutter; auch beweinten die Frauen den geliebten Mann, die man zu Manne solite geben, der leidete das Leben. Darius klagt und wollte lieber den Tod als

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

solche Schmach. Durch meine Sünden gewann ich das und durch meinen Uebermuth, so rief er aus, und an den Sieger richtet er einen Brief, in welchem er sich seiner Macht ergiebt und ihn vor Ueberhebung warnt, ihn erinnernd, welche Gewalt er früher besessen, zu spät bitte er um Friede und Ruhe! Alexander weist das Anerbieten des Friedens ab, läßt die Todten bestatten und nimmt sich der Verwundeten an; Darius aber ruft Porus um Hilfe an. Ehe er jedoch die ersehnte Hilfe erlangt, wird er in seinem Palast ermordet. Alexander findet den König im Sterben. O reicher Held, sprach er zu ihm, dich traf eine schwere Wunde; könntest du noch gesund werden, ich ließe dir deine Reiche fortan in Frieden. An dir ward Königsname geschändet, wüßt' ich, wer das gethan, an das Leben sollte es ihm gehn. Es jammert dein mich über die Maßen. Als Alexander dies sprach, richtete sich Darius, da, wo er im Blut lag, auf mit traurigem Muth und küßte Alexanders Hand, verlassen ganz von seiner Kraft, vergaß er aller Feindschaft. Er sprach vom Jammer bleich: Gedenke o reicher König, wer ich war. Wer hat mehr Macht besessen, der je geboren ward? Was mag mir das frommen, da es also gekommen ist, darum denke daran, daß es dir nicht auch also geschehe. Mache Frieden, laß meinen Freunden Gnade widerfahren, hüte meine Mutter gnädig, auch mein Weib will ich dir befehlen. Alexander weinte um den Gestorbenen, trug in feierlicher Bestattung ihn selbst zu Grabe und strafte die Mörder mit dem Tode. Hierauf zieht er gegen Porus zu Felde, die Seinigen werden ungeduldig und begehren nach Hause. Steht euer Sinn zur Heimath, so wehr' ich Euch nicht die Straße, sagt er trotzig zu den Aufwieglern; aber bedenket wohl, daß ihr zu Hause nicht berichten könnt, als hättet ihr hier etwas gethan. Nichts ist durch Euch geschehen: Ich war's, der Alles gethan, durch meinen Rath ist Alles geschehen. Hat je ein Mann mich im Sturm hinten gesehn? Habe ich mich zurückgezogen, bin ich feig von dannen geflohn? Ich focht immer vorn; wer Euch verleitet hat, der war übel bedacht, ich dagegen werde auch ohne Euch mir zu rathen wissen, ich erlebe leicht noch den Tag, an welchem ich mir Helden gewinne, die mein Beginnen fördern helfen. Das Heer gestand seine Schuld und brach aufs Neue mit frohen Sinnen nach Indien auf. Im Kampf mit Porus fällt endlich dieser im Einwig mit Alexander. Die Könige zuckten ihre Wehr und sprangen zusammen. Die Schwerter klangen in den Händen der Fürsten, sie hieben sich alse di wilde swin.[1]) Gewaltig war des Stahles Schall, überall blitzte das Feuer, da sie des Schildes Rand zerhieben. Wohl nützten sie die scharfen Ecken, Einer gegen den Andern. Alexander war im Vortheil und Porus Volk zagte ob des Unheils, das einbrach. Da ward ein allgemeines Stöhnen und während Porus dahin sah, gab ihm Alexander einen Schlag und hieb ihm eine so große Wunde, daß der mächtige Mann zur Erde fiel.

Der siegreiche Held unternimmt einen Zug ins Land der Scythen und zieht noch weiter, bis er kommt an der Welt Ende; in das fremde Land gestellt, gab's ihm seine Schwermuth ein, daß er der lieben Mutter sein und seinem Meister (Aristoteles) die Noth künde, die er mit seinen Wiganden in dem fremden Lande empfinde. Der Dichter macht eine außerordentlich lebendige Schilderung von den Schrecknissen der Wüsten und Wälder, er erzählt von dem schrecklichen Kampf mit Gewürm, Skorpionen, Löwen, Elephanten, gräßlichen Schlangen, mit Menschen in so scheußlicher Gestalt, wie Teufel und Affen.

Von dieser Darstellung des Grausens und Entsetzens unterscheidet sich durch große Anmuth eine Erzählung von dem Aufenthalte Alexanders und der Seinen in einem herrlichen Walde.

Weismann 5023 ff. da entsprungen blûmen unde gras
5028. derselbe walt der lach
an einer scônen ouwen
— — wir scouwen

1) Weismann, Alexander v. 4500 ff.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

manigen edelen brunnen
lûttir unde vil kalt.
vil manich scône magetîn
wir al dâ funden —
di — spilten ûf den grûnen clê.
hei wie scône si sungen,
daz — ih unde mine helede balt
vergâzen unse herzeleit
unde alliz daz ungemah
unde svaz uns leides ie gescach.
svanne der winter abe ginc
unde iz begunde grûnen
unde di edelen blûmen
in den walt begunden ûf gân,
dô wâren si vil wol getân.
alse sih di blûme obene entslôz,
sô wâren dar inne
megede rehte vollencomen.
sie giengen unde lebeten,
menschen sin si habeten.
si waren mit zuhten wol gemeit
unde lacheten unde wâren frô
unde sungen alsô
daz ê noh sint nehein man
sô suze stimme ne vernam.
5140 ff. do wart irschellet der walt
von der sûzer stimme
di dâ sungen inne
di fugele unde di magetîn;
wi mohtiz wunniclîcher sîn
frô unde spâte.
5185 ff. vil jâmmerlîche uns dô gescach
daz ih verclagen nit ne mach.
do di zît vollenginc
unse frowede di zeginc:
di blûmen gare verturben
unde die scônen fruwen sturben
di buome ir loub liezen
unde di brunnen ir fliezen
unde di fugele ir singen.
dô begunde dvingen
unfrowede mîn herze
mit manicfalder smerze,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

freislich was mîn ungemah
daz ih alle tage sah
an den scônen frouwen.
owê, wie si mih rûwen
dô ih si sah sterben
unde di blûmen verterben:
do schiet i trûrich dannen
mit allen mînen mannen.

Vergleicht man diese liebliche Schilderung mit der Geschichte des Wundergartens in dem französischen Alexanderliede,[1]) so muß diese Vergleichung zum entschiedensten Nachtheil für die französische Dichtung ausfallen. In letzterer ist auch keine Spur der Decenz und Sinnigkeit unseres Lamprecht. Wie er alles Unreine ausscheidet, so gefallen sich die französischen Dichter vorzugsweise darin, in aller Breite ihrer Darstellung das Gepräge der Petulanz aufzudrücken; aus der fast ironischen Beimischung der Ungläubigkeit scheint die Absicht durchzuleuchten, daß sie nichts weiter mit ihrer ausführlichen Beschreibung im Auge hatten, als der groben Sinnlichkeit ein Fest zu bereiten. Die Quelle dieser Wundergeschichte oder Sage von den Mädchenblumen, wie sie episodisch in das Alexanderlied Lamprechts und Lambert li Tors und Bernay's verflochten ist, hat noch nicht entdeckt werden können. Man vermuthet mit Recht, daß dieses Phantasiegebilde in Indien entstanden, daß zur Nachbildung desselben ein Indisches Muster vorhanden gewesen sein könne.[2]) Aehnlich genug erscheint Sakontala mit ihren jungfräulichen Gespielinnen im heiligen Hain am Gestade des Malinistromes, den Waldblumen gleich, als der Kaiser von Indien, Duschmanta, sie mit seinem Gefolge zuerst erblickt. Sie fühlt die Neigung einer Schwester für die Pflanzen, ja die Madhawipflanze nennt sie geradezu ihre Schwester: der Amrabaum winkt mit den Spitzen seiner Blätter, die der Wind leise bewegt; ein andermal gleicht sie der Madhawiwinde, die der heiße Sturm verzehrt. Die heftige Erschütterung ihres reizbaren Gefühls ist wie siedendes Wasser auf die Blüthen einer zarten Blume. Die Nymphen des Waldes erheben ihre Hände, die mit jungen Blättern wetteifern an Weichheit und Schöne. Diese Vergleichungen identifiziren sich fast mit der Vorstellung von Sakontala und zwar so, daß Ruhestätte, Schmuck, selbst die Mittheilung durch diese Vermittelung hindurchgehn. Darum lassen die Pflanzen im Walde, als sie Abschied nimmt, ihre bleichen Blätter zur Erde sinken, ihre Kraft und ihre Schönheit ist dahin. Ihre Lieblingspflanze, die sie ihre Schwester genannt, umarmt sie beim Abschied, wie ihr anderes Ich, und später noch scheint sie von der Madhawistaude stillschweigend in Anmuth begrüßt zu werden.

Es wäre nicht unmöglich, daß diese höchst wunderbare Indische Dichtung irgend wie könnte bekannt geworden sein, und daß in ihr die Quelle von Lamprechts und der Andern Darstellung zu suchen sei.

Außer diesen wunderbaren Dingen, welche Alexander erlebt hat, kommt er an eine herrliche Veste, zu der sie den Zutritt erzwingen. Der König betrachtet mit den Seinen einen wunderbaren Palast, kommt in das Land Brasiacus und von da ans Ende der Welt. Dann gelangt er zum Land der Königin Candacis. Die Königin beschenkt ihn aufs herrlichste, führt ihn in die heilige Kapelle, wo die Götter saßen. Er fragt, wie lange er noch zu leben hätte und erfährt, daß er in seiner Stadt Alexandria werde begraben werden. Nachdem der König Abschied genommen, zieht er in das Land der Amazonen. Hier entbietet Alexander der Amazonenfürstin seinen Gruß und fordert Zins von ihrem Lande. Der Frauen Königin antwortet mit klugem Sinn: Was will der weitbekannte Held in unserm Lande? Setzen wir uns ihm zur Wehr und schlägt er uns dann alle nieder, so

---

1) Vollständig abgedruckt in Weismanns Alexander Bd. 2 S. 341 ff.
2) Sakontala von Kalidas, übersetzt von Forster. Leipzig 1791.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

trifft ihn ewige Schande, daß er mit seinen Knechten wider Jungfrauen wollte fechten. Verleiht uns Gott das Heil, daß wir Frauen in dem Streit gewinnen werden, so ist er ehrlos unter allen seinen Genossen. Doch kommt er in Frieden -- wir wollen gern mit Ehren dienen. So verständiger Mahnung zum Frieden fühlt Alexander sich geneigt zu folgen. Sage deiner Frau, mit diesen Worten entläßt er die Botschaft, daß sie froh und glücklich sei und von allen Sorgen frei. Und so fuhr er von dannen in so manches Land und schaute und vernahm noch manches Wunder und erlebte oft noch Unglück. Und seine Macht wurde weit in die Ferne getragen, und Alle ehrten ihn und verkündeten sein Lob und sandten ihm den Zins von ihrem Lande. Aber sein Hochmuth trug ihn weiter. Sein Hochmuth trug ihn dazu, daß er sich zu dem Paradies hinweisen ließ, das wollte er bezwingen und Zins dort nehmen von den englischen Chören, die Schaar der Engel bekämpfen und unterthänig machen. Die alten Räthe mahnen ab, die jungen treiben ihn an. Alexander deuchte der letztern Rath gut. In seiner wüthenden Begier tobte er, wie die Hölle, welche selbst den tiefsten Grund angähnt mit ihrem gierigen Mund und der Himmel mit der Erden, und daß sie jemals voll mag werden, wird nimmermehr geschehen doch; sie ist das unersättliche Loch, das weder nun, noch jemals sprach: Dies ist, was ich nicht mag! Kann man wohl kräftiger, anschaunlicher darstellen, was die Hölle in eines Menschen Herz sei? Dies ist, was ich nicht mag, sagt die Unersättlichkeit der Begierde, ruft die Ruhelosigkeit der Leidenschaft. Also that auch Alexander und kam durch seine Gierigkeit in manche Noth. Er zog mit allen seinen Mannen über Berg und Thal und mußte kämpfen mit gräßlichem Gewürm und schrecklichen Thieren. Allen kam Reue an, auch Alexander that jetzt die Fahrt leid, so sehr er es auch verbarg. Auf dem starken Strome des Euphrat schifft er dem Strom entgegen nach dem Paradiese unter Donner und Blitz, Regen, Hagel und Schnee. Die Verzweifelnden tröstet Alexander mit der Rückkehr in die Heimath und fortdauerndem Frieden. Nach vieler Noth und Qual kamen sie endlich an eine hohe, steinerne Mauer. Vor dem Thore derselben lärmten sie lange vergeblich, bis endlich ein Alter kam, nach ihrem Begehr zu fragen. Wer ist Alexander, daß er Zins von uns begehrt? ruft der Alte. Und die Gefährten antworten: Kein König in allen Erdenreichen kann sich mit ihm vergleichen. Er ist reich und gut und hat Mannesmuth, er ist ehrenhaft und kühn, der Wahrheit hold, von treuem Sinn und hat unendliche Gewalt: ihm ist Feld und Wald und alles Land und auch das Meer und manches reiche Königsheer und Alles ist unterthan. Es ist ihm besser, erwidert der Greis, daß er abstehe von seinem Streben ohne Maas, will er sich des Glückes erfreun, so mag er demüthig sein, hat er doch des Uebels viel gethan und ist bei Gott in großer Schuld. Was dünkt er sich denn? Ein Mann ist wie ein anderer doch, beide wol von Fleisch und Bein. Und er reicht einen Stein dar für Alexander von wunderbarer Kraft mit der Weisung, sobald ihm werde deutlich gemacht werden, welches sei die Macht des Steines, dann werde er sich zur Demuth kehren. Und trotz des Widerspruchs und Abrathens der jungen Helden kehrte der König heim und fuhr auf dem Flusse hernieder, nicht ohne Kampf mit manchem Thier und bösem Gewürm.

In Griechenland angekommen läßt er weit und breit verkünden, ob ein Mann zu finden sei, der des Steines Kraft kenne und ihm seinen Namen nenne. Doch keiner kannte die Kräfte, die dem Stein dienen. Endlich fand sich ein Jude, schon sehr alt, von mannigfaltiger Weisheit. Dieser erkannte sogleich Natur und Art des Steins: er ließ eine Wage bringen: in die eine Schale legt er den Stein, in die andere manche goldne Spange von großem Gewicht. Aber so viel man auch in die dem Stein entgegengesetzte Schale legte, — der Stein sank tief hinunter, das schwerste Gewicht schwebte hoch oben, die Schale zog es nieder mit dem theuern Edelstein. Und insgeheim läßt der Jude das Gold wegräumen und legte eine Flaumenfeder darauf und eine Hand voll Erde, — da zuckte plötzlich die Feder mit der Hand voll Erde zum Grunde. So mußte jeder inne werden, daß dieß ein großes Wunder wäre, aber der Mann sprach: Gott habe diese wunderbaren Dinge gemacht dem Könige zur Lehre! es solle ihn der Stein lehren, sich nicht zu überheben, sich vor Gierigkeit zu bewahren. Wer voll Gier ist, lebt stets in Sorgen, wie mag der frei von Leid sein? Ein solcher Mann ist dem Höllenschlund

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gleich, der noch satt ward keinen Tag und es auch nimmer werden mag; wie er denn ganz und gar verschlingt, was nur immer zu ihm dringt. Was ist das dann? Nichts anders, als ein kranker Mann. Der Mann, der gleicht diesem Steine, der in die eine Schale gelegt, sich selber niederdrückte und das Gold emporhob. Ihr wart nicht klug, daß ihr das Paradies zu erfechten Begehr trugt, ruft er dem König zu. Ihr müsset von hinnen fahren und sterben und mit der Erde gemengt werden.

Darin gleicht ihr der Federflaum, die nieder mit der Erde ging, wo sie in der Wage hing und zuckte in die Höh den Stein. Das ist die Leichtigkeit und Schwere des Steins. Darum wendet Euch ab von Eueren Sünden und kehret zu Gott Euere Herzen, befreit Wittwen und Waisen von Schreck und Gefahr und kehret Euer Herz zu mannigfachem Guten. Und Alexander that, wie ein König thut, gab mit großem Edelmuth dem Alten, sandte ihn mit Ehren wieder heim zu seinem Lande, ehrte Mann, wie Weib viel mehr, als er bisher gethan und hielt sich mäßig allerseiten. Er mied den Krieg und alle Gierigkeit und leitete sein großes Reich mit Kraft und mit Herrlichkeit nicht länger mehr, als zwölf Jahr:

dô wart ime vergeben (vergiftet)
sint ne mohter niwit leben,
wandime sîn houbit gare zespielt.
niwit mêr er behîlt
allis, des er ie beranc,
wene erden siben vouze lanc
alse der armiste man,
der in die werlt ie bequam.

Dieser Schluß, so wie Anfang und Mitte der Dichtung Lamprechts wird von Einem Gedanken durchdrungen, Eine Idee herrscht das Ganze bewältigend vor und veredelt gleichsam den nicht selten rohen Stoff: Gierigkeit und Mangel an Selbstbeherrschung führt zur Unthat und Sünde, schafft Leiden, ja führt endlich selbst die Vernichtung des Menschen herbei. Diese Gegensätze auf dem Gebiete der Sittlichkeit, den Kampf des niedern und des höhern Lebensprincips hebt der Dichter mit äußerster Schärfe hervor. Noch sind in sein Epos nicht, wie in das des dreizehnten Jahrhunderts subjectiv-lyrische Elemente eingedrungen; es fehlt zu seinem Vortheil die Wunderlichkeit der Charaktere, die Sentimentalität, vermittelst welcher auch nichtige Zwecke durchgesetzt werden; es fehlt zur Ehre unseres Dichters diese Hingabe, dieser Tribut an die Sinnlichkeit, die der Romantik vorzugsweise eigen ist; fremd ist ihm endlich alle naturwidrige Verschmähung des Lebens in seiner Berechtigung zur Freude: er berührt die höchste Aufgabe menschlicher Bestimmung: Μηδὲν ἄγαν dieser Delphische Orakelspruch, das Maß, die Mäßigung ist auch ihm der Gipfel der Lebenskunst.

Wie tief steht in diesem Bezug das französische Alexanderlied unter dem deutschen: aber selbst in dem, was weniger schwer war, in der Darstellung des Charakters übertrifft Lamprecht bei Weitem diejenigen, welchen er bescheiden nachstehen zu wollen bekennt. Die Schilderung der Kindheit Alexanders ist schon gemäßigter gehalten, obschon hier manche Wunderlichkeit und Uebertreibung mit unterläuft.[1]) Dagegen finden wir den Zorn niemals so unmotivirt, wie bei Lambert und Bernay. Als die Tyrier ihm drei Boten hingen, da ergrimmte er mit allem Recht im höchsten Zorn.[2]) Eben so hat er das traurige Recht des Krieges für sich, den hartnäckigen Widerstand Thebens durch die Zerstörung der Stadt zu rächen.[3]) Unmuth faßt ihn im Herzen tief, als ihm eine höhnische

1) Weismann (160).
2) 875.
3) 2135.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Herausforderung des Darius überbracht wurde, so daß er von der Leidenschaft des Zornes übermannt, die Boten dafür bluten lassen wollte.[1]) Auf ihr Flehen kam er zur Besinnung und sprach mit den Boten gnädiglich.

In seiner Tapferkeit erscheint Alexander wie ein wahrer Held. Er schlug, wie der Donner thut, seiner Feinde Schaar zu Boden.[2]) Nicht einer ward von den harten Schlägen verschont, die er schlug. Der Held trug ein gutes Schwert, sein Speer war stark, wen sein Schlag traf, der genoß nie mehr des Brotes, ein Schrecken Aller, rollten die Augen fürchterlich, zu manchem Streich schwang er das Schwert[3]), er zerhieb manchen Schildes Rand und manchen festen Helm; von denen keiner ward gesund, auf die in seinem Grimm er schlug. Wohl eines Leuen Muth er trug.[4]) Er kämpfte immer vorn und schlug Alles darnieder, was entgegen kam.[5]) So geht denn sein persönlicher Muth bis zur Verachtung jeglicher Todesgefahr. Niemals noch beschritt ein Mann je ein Roß so gut, wie er. Ihm stand darnach der Muth, daß er den Sieg erwürbe, oder als ein Degen stürbe.[6])

Welch' ein anderes Verhältniß ist doch das Alexanders zu seinen Soldaten hier in unserm Lamprecht, als dort bei den Franzosen: Aussicht auf Beute und ein Bankett soll zum Muth und zu eifrigem Kampf anspornen, während in dem deutschen Alexanderlied, die Ehre, das glänzende Beispiel des Führers, die Mannentreue zu außerordentlichen Heldenthaten führt.

Es ist bei der Besprechung des französischen Gedichts nachgewiesen worden, in welchem Widerspruch das mit Uebertreibung dargestellte Heldenthum Alexanders zu den kleinlichen Mitteln der List steht, deren sich der König bedient, seinen Feinden den Vortheil abzugewinnen: Klugheit und List wendet auch Lamprechts Alexander an, aber auch hier ist das rechte Maas getroffen. Seine Klugheit zeigt sich in den Anordnungen zur Belagerung von Tyrus.[7]) Sein kluger, listiger Sinn besteht ferner darin, daß er eine undurchdringliche Brünne (einen Helm) von Horn trägt. Dasjenige, was einen Helden erst menschlich und wahrhaft groß macht, die Offenbarung von Großmuth und Leutseligkeit — sie tritt aufs glänzendste in der Darstellung des deutschen Dichters hervor: das Gold, das die Karthaginienser bringen, sich den König hold zu machen, nimmt er nicht, doch empfängt er sie in Gnaden.[8])

Ein Krieger des Darius mit griechischen Waffen versehen, um nicht erkannt zu werden, stellt sich hinter Alexander und verwundet den Helden. Die Soldaten Alexanders fangen ihn. Er gesteht, daß er in der Hoffnung auf die Hand von Darius Tochter getrieben worden sei, aufs Spiel zu setzen des Leibes Heil. Alexander läßt den Mann wieder zu seinem Herrn gehn.[9])

Noch großmüthiger zeigt er sich gegen Darius selbst, dessen Dank er nicht begehrt, von dem er keinen Lohn empfangen will,[10]) dessen Tod er beweint.[11]) Gefangenen schenkt er die Freiheit, heißt sie königlich bedenken mit Silber und Gold und gebietet, daß jeder sein Eigenthum sich wieder nähme.[12]) Als Mann um Mann erlag im Kampf gegen Porus, verbot er nicht nur Allen, Rache an Weibern und Kindern zu nehmen, sondern

---

1) 1335.
2) 1545.
3) 1665.
4) 2208.
5) 2615.
6) 3070
7) 925.
8) 710.
9) 2618.
10) 2766.
11) 3616.
12) 3121.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

er gestattete auch den Gefangenen, daß sie zur Wahlstatt hinabzogen und mit Ehren für Porus, ihren gefallenen Herrn, sorgten.[1]) Zur Vollendung des vortrefflichen, mit kräftigen Zügen und sicherer Hand entworfenen Bildes gehört noch die Herablassung und Leutseligkeit des Helden. Mit der Versicherung, daß er Leib und Gut mit seinen Soldaten theilen wolle, hat er sie zu größter Anhänglichkeit und Treue verpflichtet.[2]) Und so sehr liegen ihm seine Kampfgenossen am Herzen, daß er ihren Verlust mehr als jeder Andere im Heere beweinte, ja er kann eines Sieges nicht froh werden, weil ihm viel Leute todt lagen.[3]) Die Todten aber läßt er begraben als seine lieben Genossen, die Verwundeten läßt er, nach Aerzten sendend, verbinden und befiehlt, daß man sie aufs beste pflege und nicht eher zog er weiter, als bis er sich überzeugt hatte, daß sie geheilt werden könnten.[4])

So mischte sich jedesmal mit der Freude über den Sieg die Trauer[5]) um die Gefallenen. Zugänglich und für Freundschaft empfänglich hört er auf die Wünsche und den Rath der Seinen,[6]) folgt aber leider dem der jugendlich Kühnen, der Unbesonnenen.[7])

Damit aber der Wahrheit der Charakteristik nicht Eintrag geschehe, so fehlt es auch nicht an Schatten in dem Bilde des großen Helden. Wir sehen ihn jähzornig, ja grausam und insbesondere ist es die Ueberhebung, der übermäßige Stolz, der immer schroffer hervortritt, während er früher mit Milde gepaart schien,[8]) der dem König zur Schuld angerechnet wird, so daß er, der sich früher von der höchsten Macht berufen glaubte, die Welt zu beherrschen, Meister seiner Sinne zu sein,[9]) endlich wie von der Hölle getrieben, in wüthender Begierde tobte.[10]) Da mußte wohl ein Wunder geschehen,[11]) um so maßloser Leidenschaft ein Ziel zu setzen. Hierbei kommt es dann auf eine Motivirung nicht mehr an und wir können über den Mangel derselben mit dem Dichter nicht rechten, da das wahrhaft fromme Ende des Helden, die Wendung seines Gemüths nicht im Plane der Dichtung liegt. Es kann daher auch nicht auffallen, daß der Dichter schnell genug und mit einer gewissen Trockenheit zum Ende eilt. Und damit ja nicht im Dunkel bleibe, was der Dichter mit seinem Lied gewollt, so wirft er mit den schlichten Worten: Von Allem, was Alexander errang, behielt er nichts, als sieben Fuß Erde, wie's der ärmste Mann erhält, der je in diese Welt kam, noch das hellste Licht auf seine Absichten. Eitel und vergänglich sind alle Dinge in dieser Welt, mit diesem Gedanken beginnt Lamprecht seine Dichtung; wie lange währt alle Macht, selbst die unbeschränkte Herrschaft über die ganze Erde, wenn Leidenschaft und Maßlosigkeit den Geist gefangen hält, — sie führt zum moralischen und physischen Tode; ein höheres Leben aber und den Himmel gewinnt: Selbstbeherrschung.

Kaum bedarf es eines Wortes, darauf hinzuweisen, welcher merkwürdige Unterschied in der Erzählung von dem Lebensende Alexander's zwischen Lamprecht und dem französischen Dichter Statt findet. Wie dem Dichter hier Aehnlichkeit und Gemeinschaft mit den Trouvères fehlt, so weicht er zu seinem Ruhme auch in dem ganzen Geist der Darstellung von den Franzosen ab. Gemeinsam hat er nur, und das ist die schwache Seite des Werkes, die oft auffallende Unbeholfenheit in der Darstellung, ferner die Wiederholungen, in welchen ein schon

---

1) 4590.
2) 665.
3) 1247.
4) 3375.
5) 2005.
6) 3386.
7) 6490.
8) 4145.
9) 4720 ff.
10) 6520.
11) 7001.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

erzähltes Faktum aufs Neue erzählt wird, oder auch in einer größeren Reihe von Versen immer wieder dasselbe gesagt wird. Die sprachlichen Mängel haben Vilmar, Weismann und Andere nachgewiesen, von Verstößen gegen geschichtliche und geographische Richtigkeit berichtet Philippi in der angeführten Schrift,[1]) in welcher als Resultat der Untersuchung die Meinung aufgestellt wird, es habe der Pfaffe Lamprecht entweder das Original des Pseudo-Kallisthenes, oder eine der zahlreichen Uebersetzungen, die er studirt, seiner Dichtung zu Grunde gelegt. Selbst die Episode von den Mädchenblumen könne von Callisthenes herrühren, und vielleicht habe sie der Abschreiber nur par une réserve monastique unterdrücken zu müssen geglaubt; eine Conjektur, die in der That kaum haltbar scheint.

Wie dem auch sei und wer auch immer Lamprecht zum Vorbild gedient haben mag, es bleibt ihm immer noch Selbstständigkeit genug und ganz unzweifelhaft mehr, als den Nachahmern eines Dichters aus dem 12. Jahrhundert, der hier kurz erwähnt werden soll. Dieser Dichter ist Gaultier von Châtillon, Kanonikus von Tournay, dessen lateinisches Gedicht in Herametern unter dem Titel: **Philippi Galtheri Alexandreidos libri decem**, oder unter etwas abweichenden Ueberschriften jetzt noch vorhanden ist. Er lebte um 1160 und muß als Dichter in seinem Lande im höchsten Ansehn gestanden haben, da er mit dem Lucan verglichen, ja sogar über Homer gesetzt wird. (?) Und auch Villedeuil in neuester Zeit hat zwar nur wenig von dieser Dichtung gelesen, kann aber aus dem Wenigen schließen, daß er ein so günstiges Urtheil verdient.[2])

Anders urtheilt freilich Gervinus über diesen Walther von Castiglione.[3]) Nach ihm hat der Dichter in den Curtius, als die Hauptquelle seiner Dichtung, alle möglichen Fabeln, die vor ihm über diesen Helden gangbar waren, eingeschaltet und von seiner eigenen Gelehrsamkeit und poetischen Belesenheit an Schmuck hinzugethan, was ihm gut dünkte, so daß wir z. B. den griechischen Mythus in ziemlicher Vollständigkeit und sehr ausführlich in dem Gedichte dargestellt finden. Daß über eine solche gleichsam monströse Dichtung, die übrigens selbst kennen zu lernen mir nicht vergönnt war, das Alexanderlied unseres Lamprecht den Sieg davon trage, ist so gut wie gewiß.

Ueberhaupt wird mancher nach den hier gegebenen Erörterungen sich vielleicht zu der Meinung hinneigen, daß doch wohl Vilmar Unrecht gethan, von Gervinus zu sagen, daß er das Gedicht auf übertriebene Weise gelobt und dadurch von allen Seiten Widerspruch hervorgerufen habe.[4])

Oder ist es etwas Geringes in einem ganzen Jahrhundert der Einzige zu sein, der einer idealen Auffassung fähig ist, wie wir sie in Lamprecht finden?

Und dieser Eine ist ein Deutscher — seine Dichtung ist kein geringer Beitrag, ein weithinleuchtendes, glänzendes Zeichen des großen Berufs der Deutschen zum geistigen Weltbesitz!

---

1) S. 97
2) Légende d'Alexandre-le-Grand. pag. 11.
3) Geschichte der poet. Nationall. Bd. 2, S. 62.
4) Vilmar. Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Bd. 1, S. 237.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf